

# Wittgensteins Halbmond

Herbert Hrachovec, Wien

Wittgenstein legte darauf Wert, passende Mottos für seine Bücher zu finden (Stern 2002). In diesem Beitrag wird ein wenig beachtetes Beispiel, das er für die *Philosophischen Untersuchungen* in Betracht zog, aufgegriffen und in den allgemeinen Zusammenhang seines Buchprojekts gestellt. Der zweite Teil illustriert anhand einiger Bemerkungen aus dem Nachlass die Akzentsetzung, die sich aus der Analyse des betrachteten Mottos ergibt.

## Schriften und Nachlass

Mit „Wittgensteins Schriften“ und „Wittgensteins Nachlass“ verhält es sich anders als bei den meisten Autoren (m/w). Abgesehen von den bekannten Ausnahmen (*Tractatus*, Wörterbuch, Ethikvortrag) sind *alle* seine Schriften Nachlass. Die Bücher, die bei Blackwell, Suhrkamp und Springer unter Wittgensteins Namen erschienen sind, geben nach unterschiedlichen (und unterschiedlich dokumentierten) Auswahlkriterien Material aus den hinterlassenen Taschennotizbüchern, Manuskriptbänden, Typoskripten und Zetteln wieder. Eine verbreitete Interpretationsstrategie greift daher nicht. Wittgensteins philosophische Überzeugungen lassen sich nicht aus auktorial gesicherten Publikationen herausarbeiten und – allenfalls – durch einen Blick auf zusätzliche Materialien absichern. Stattdessen liegen Aufzeichnungen in den unterschiedlichsten Überarbeitungsstadien vor. Viele sind repetitiv; inwiefern sie ein zitierbares Zwischenergebnis Wittgensteinscher Auffassungen darstellen, ist oft unklar. Die vorherrschende Praxis der Wittgensteinforschung besteht darin, die Konvolute, welche die erste Generation der „trustees“ in Buchform herausgegeben hat (Wittgenstein 1984), *faut de mieux* als Referenzrahmen zu nehmen und ihre Inhalte bei Bedarf mit Zitaten aus Michael Nedos Edition der Manuskripte bis 1933 (Wittgenstein 1993) oder der „Bergen Electronic Edition“ (Wittgenstein 1999) zu ergänzen.

Im vorliegenden Textbestand finden sich immer wieder Hinweise darauf, dass Wittgenstein ein zweites philosophisches Buch verfassen wollte. „Wenn ich sage daß mein Buch nur für einen kleinen Kreis von Menschen bestimmt ist ...“ (Ms. 110, S. 18). „Wenn mein Buch je veröffentlicht wird ...“ (Ms 110, S.184). „Und mit dem Anfang den ich mir jetzt für mein Buch denke ...“ (Ms. 110, S. 257). Das wirft die Frage auf, wie er das Verhältnis zwischen einer definitiven Fassung seiner Gedanken und entbehrlichen Vorstufen zu ihrer Formulierung gesehen hat. Es ist offenbar, dass seine komplizierten gedanklichen Manöver nach diesen Absichtserklärungen bloß Hilfsmittel für ein prospektives Ziel sein sollten. Und dennoch sind diese Materialien alles, was uns vorliegt. An diesem Punkt drängt sich eine mehrfach durch Wittgenstein selbst vertretene Sichtweise auf.

In einer Reihe entmutigter Äußerungen beklagt Wittgenstein, dass er seine Absicht nicht erfüllen konnte.

Wenn ich für mich denke ohne ein Buch schreiben zu wollen, so springe ich um das Thema herum; das ist die einzige mir natürliche Denkweise. In einer Reihe gezwungen fortzudenken ist mir eine Qual. Soll ich es nun überhaupt probieren? Ich verschwende unsägliche Mühe auf ein Anordnen der Gedanken, das vielleicht gar keinen Wert hat. (Ms. 118, S. 94. 15.9. 1937)

Dieses Buch besteht aus Bemerkungen die ich im Lauf von 8 Jahren über den Gegenstand der Philosophie geschrieben habe. Ich habe oft vergebens versucht sie in eine befriedigende Ordnung zu bringen oder am Faden eines Gedankenganges aufzureihen. Das Ergebnis war künstlich & unbefriedigend, & meine Kraft erwies sich als viel zu gering es zu Ende zu führen. Die einzige Darstellung, deren ich noch fähig bin, ist die, diese Bemerkungen durch ein Netz von Zahlen so zu verbinden, daß ihr, äußerst komplizierter, Zusammenhang sichtbar wird. Möge dies statt eines Besseren hingenommen werden was ich gerne geliefert hätte. (Ms. 118, S. 95. 16.9. 1937)

Das auf 1945 datierte Vorwort der *Philosophischen Untersuchungen* enthält die Geschichte des Scheiterns des Buchprojektes, die sie als Hintergrund der Veröffentlichung skizziert – die dennoch unterbleibt (Ms. 227a, S. 4). Mit guten Gründen kann darum gesagt werden, dass Wittgenstein nicht in der Lage war, sein selbstgesetztes Ziel zu erreichen und dass er, wie übrigens schon im *Tractatus*, letztlich gegenüber dieser Anforderung ambivalent geblieben ist.

Das Echo dieser Ambivalenz findet sich in der Wittgensteinforschung, sofern sie zwischen der Orientierung an seinen konventionellen „Büchern“ und den hinterlassenen Textmassen oszilliert.

Im *Tractatus* sind die gegenstrebigen Tendenzen, nämlich die Exposition philosophischer Thesen und ihre Demontage, in der spektakulären Volte der Abschlusspassagen verbunden. So weit ist Wittgenstein das zweite Mal nicht gekommen; geblieben sind Entwürfe zur Erklärung dieses Ungenügens. Man sollte allerdings nicht vergessen, dass die eben zitierten Notizen erst *post factum*, also nach der Enttäuschung, eine besondere Färbung erhalten. Im Nachlass finden sich auch andere Bemerkungen zum Buchproblem. „Ich könnte als Motto meines Buches wählen: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können.“ (Ms. 109, S. 288. 31. 1. 1931) Das klingt offensiv. Abgesehen von der Frage, ob Wittgenstein sich als Narr oder Weiser betrachten wollte (vermutlich beides), enthält der Spruch einen Grund dafür, warum es legitim sein kann, Untersuchungen abzubringen. Es sei nicht sachgerecht, alle Fragen, die jemand aufwirft, beantworten zu wollen. Also könnte eine Abhandlung, die „auf alles eine Antwort haben will“ auch abrupt abbrechen. Handelte es sich um ein Buch, wäre es danach fragmentarisch. Es würde sich an die Maxime des *Tractatus* halten: „Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so kann sie auch beantwortet werden.“ (T 6.5) Erkundigungen, die in Frageform auftreten und von „Narren“ formuliert sind, werden übergangen. Durch Wittgensteins Denken zieht sich als roter Faden, dass die philosophische Aufgabe durch Diskriminierung der Fragen zu erledigen ist und dazu bedarf es keines Buches im herkömmlichen Sinn.

Es könnte sein, dass sich die spektakuläre selbstkritische Dialektik am Ende des *Tractatus* nicht auf dieses Werk beschränkt, sondern dass sie in seinen Arbeiten – transformiert – weiter wirksam blieb. Vom 19. 6. 1931 stammt die Notiz: „Ein Motto für mein Buch: ‚Seht ihr den Mond dort stehn? Er ist nur halb zu sehn und ist doch rund und schön.‘“ (Ms. 110, S. 180) Die Idee ist nicht weiter verfolgt worden und nicht einfach zu interpretieren. Äußerlich betrachtet fällt eine rhetorische Besonderheit ins Auge. Die dritte Strophe von Matthias Claudius’ „Abendlied“ ist nur zur Hälfte wiedergegeben:

Seht ihr den Mond dort stehen? —

Er ist nur halb zu sehen,

Und ist doch rund und schön!

So sind wohl manche Sachen,  
 Die wir getrost belachen,  
 Weil unsre Augen sie nicht sehn.

(Claudius 1984, S. 1024)

Die Wiedergabe des Beginns der dritten Strophe evoziert die Fortsetzung – für Mitwisser. Der Umgang mit dem Zitat vergegenwärtigt dadurch den Gedanken, den das Zitat enthält. Denn Matthias Claudius sagt nicht nur, dass es eine Betrachtungsweise gibt, die der Beschaffenheit des Mondes nicht entspricht. Das ist die Mitteilung der ersten drei Zeilen. Er schließt auch eine Lehre an. Der Reim zwischen „rund und schön“ und „Augen sie nicht sehn“ spannt einen Bogen. Der Anschein, die Entdeckung des größeren Zusammenhangs und die Verbindung zwischen beiden machen ein Ganzes aus. Wer nur den Anfang zitiert, lädt die *Cognoscenti* dazu ein, sich ihren Reim darauf zu machen.

Dieser Konnex ist die verborgene Pointe Wittgensteins. Sein Zitat setzt eine im Ablauf an Matthias Claudius orientierte Dynamik in Bewegung. Dieser hatte die Sentenz ausbuchstabiert: So wie die Sichtbarkeit des Mondes einer Ergänzung bedarf, verhält es sich wohl mit „manchen Sachen“. Dann kommt es darauf an, die eingeschränkte Perspektive auf den gesamten Zusammenhang auszuweiten, statt bei der Augenscheinlichkeit stehen zu bleiben. Wittgenstein evoziert die Schlussfolgerung, schreibt sie jedoch nicht hin. Er lässt die Nutzenanwendung für seine Arbeit offen. Wenn man, etwas zu wörtlich, den Faden weiterspinn, ergibt sich eine Perspektive, die im Kontrast zu den pauschalen Äußerungen über „das“ angestrebte Buch steht. *Mit manchen Umständen* verhält es sich so, dass sie „ein rundes Bild“ ergeben, wenn sie in der richtigen Perspektive erscheinen. Das muss nicht gleich die ganze Welt sein. Das Motiv liegt in der Nähe des „Fliegenglases“ (Ms. 117, S. 61) und der „übersichtlichen Darstellung“ (Ms. 110, S. 257). Diverse Blockaden führen zu kognitiven Verkrampfungen; sie müssen in jedem Einzelfall untersucht werden. Ein Generalrezept, das sich etwa in einer Publikation bündig darstellen ließe, wird nicht gesucht. Nach dieser Lesart ist das Motto gut gewählt, allerdings unpassend für Wittgensteins hochgesteckte Anforderungen an sein Buch. Und damit trägt es etwas zur Frage des Verhältnisses seiner gedruckten Schriften zum Nachlass bei.

Normalerweise ergänzt und erweitert ein Nachlass, wie gesagt, das vorliegende Œuvre einer Autorin. Ihr Status ist gesichert, die Hinterlassenschaft komplettiert das Bild. Wittgenstein wäre als junges Genie im Wien der Jahrhundertwende in die Philosophiegeschichte eingegangen, würden die Arbeiten ab 1929 fehlen. Ihre Autorität beziehen sie nicht auf konventionellem Weg, also nicht dadurch, dass ein Philosoph seine Gedanken der Öffentlichkeit vorlegt. Sie stammt auch nicht aus der Überzeugungskraft der Nachlassverwalterinnen (m/w). Der sachliche Grund für die Wirkung, welche die Publikation ausgewählter Manuskripte aus dem Nachlass auslöste, liegt vielmehr darin, dass auf sie das Motto aus dem „Abendlied“ zutrifft: obwohl die Texte sprunghaft und abgerissen scheinen, sind sie doch „rund und schön“. Die Rezeption hat in den „Schriften“ Wittgensteins, ungeachtet des fehlenden Rahmens, eine Schlüssigkeit gefunden, zu der die vom Autor angestrebte Buchzusammenfassung nicht benötigt wird, ja die sie sogar unpassend erscheinen lässt. Die großen Themen, die durch Wittgensteins Arbeit nach dem *Tractatus* in die philosophische Debatte eingeflossen sind (Sprachspiel, Privatsprache, Regelfolgen ...) hatten sich in den voluminösen Skizzen, Kollationen und Redaktionen herauskristallisiert. Als solche wurden sie von der Fachwelt aufgenommen. Ihre Substanz bestand darin, dass sie sich, in all ihrer Zerstretheit, als kohärentes Gebilde erwiesen.

Die Wirkung dieser ersten Rezeption dauert an. Ihre Tragweite ist an einer einfachen forschungspraktischen Beobachtung zu ermesen. Die „Wiener Ausgabe“ Michael Nedos hat das vorliegende Material für die Zeit von 1929–1933 verfügbar gemacht. Zitiert wird jedoch nach wie vor weitgehend aus den *Philosophischen Bemerkungen* (PB) und der *Philosophischen Grammatik* (PG), d. h. aus Konvoluten, deren Publikation Rush Rhees betreut hat (Wittgenstein 1984, Band 2 und Band 4) und deren Editionsprinzipien veraltet sind. Darüber hinaus hat die „Bergen Electronic Edition“ den Gesamtbestand des Nachlasses in Faksimile, diplomatischer Transkription und einer Lesefassung zugänglich gemacht. Sie hat jedoch in den mittlerweile zehn Jahren ihres Bestehens keinen Umschwung in der Wittgensteinforschung bewirkt – wenigstens ist er, soweit es ihn gibt, noch kaum erkennbar. Die Position Wittgensteins, so wird man sagen können, war vor diesen beiden editorisch überlegenen Projekten gesichert. Sie werden als willkommene Ergänzung wahrgenommen, doch in der Sache scheinen keine einschneidenden Revisionen nötig. Der praktische Vorteil des Gebrauches eines eingespielten Zitationsregimes kommt hinzu. Die „Schriften“ Wittgensteins funktionieren *de facto* wie Bücher, welche er ver-

öffentlich hat, während „der Nachlass“ – wenn überhaupt – zur Klärung von Details und zur Abrundung der Argumentation dient.

Einen sachlichen Grund für diese Praxis zeigt schon ein oberflächlicher Blick auf den Textbestand. Verglichen mit den Bänden der Blackwell/Suhrkamp Ausgabe sind die Veröffentlichungen Nedos und des Wittgenstein Archivs Bergen unübersichtlich und verwickelt. Das ergibt sich aus der Quellenlage. Diese Editionen tragen die Last der Wittgensteinschen Unschlüssigkeit, während die Trustees – aus durchaus verständlichen Gründen – Komplexitätsreduktion betrieben haben. Es ist oft nicht einsichtig, worin der Vorteil der Verfügbarkeit zahlreicher im Nachlass verstreuter Varianten im Wesentlichen gleichlautender Textpassagen liegen soll. Und die Nachzeichnung der vielen Verästelungen, die sich für die Manuskripte und Typoskripte aufweisen lassen, wird mit Recht eher als ein Geschäft der Philologie betrachtet. Trotz einiger gewichtiger Argumente gegen die Editions-politik der Standardausgabe ist die *communis opinio* nach wie vor, dass man sich an die, schließlich von Wittgenstein selbst erstellten, Zwischenstufen seiner philosophischen Arbeiten halten kann.

Die Gedanken Wittgensteins sind in jedem Aggregatzustand wirksam. Hier sind dennoch drei Gesichtspunkte, die eine Verlagerung von den „Schriften“ auf den Nachlass nahelegen.

- 1) Das in den „Schriften“ vorläufig zusammengefasste Material ist auf weite Strecken nicht besser „beglaubigt“, als der Rest des Nachlasses. Die Trustees haben nach ihrem Ermessen eine Auswahl getroffen.
- 2) Die Buchform dieser Zusammenfassungen lenkt davon ab, dass sie durchwegs nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren und von Wittgenstein ebenso wenig autorisiert sind wie die unveröffentlichten Manuskripte.
- 3) Die adäquate Interpretationseinheit für Wittgensteins Philosophie (ausgenommen den *Tractatus*) ist die – oft mehrschichtig angelegte – Zusammenschau widerstreitender Intuitionen zu einem ausbalancierten Bild.

Die Punkte (1) und (2) sind kaum kontrovers, aber nicht besonders tiefgehend; es handelt sich um Empfehlungen. Dagegen steht hinter dem dritten Punkt eine starke These, die keineswegs selbstverständlich ist. Die obigen Überlegungen zum Matthias Claudius-Zitat sollten die These plausibel machen. Zur Wiederholung: Das Ziel, das Wittgenstein verfolgte und das er nicht in einem Buch einlösen konnte, hat er in gewissem Sinn dennoch erreicht. Es *lässt* sich

auch im Kleinen erreichen. Manche Sachen, die wir getrost verlachen, sind auf den zweiten Blick rund und schön.

Unter diesen Voraussetzungen bestünde der Großteil des Wittgensteinischen Œuvres aus Versuchen, derartige Homöostasen zu erzeugen. Er nennt es die Zusammenstellung von Gedanken zu einem bestimmten Zweck und verbindet es mit der Möglichkeit, in der Philosophie aufzuhören, wenn so ein Zweck erreicht ist. Dieser Interpretationsvorschlag müsste ausführlich begründet werden. Das kann hier nicht geschehen, stattdessen soll ein Beispiel vorgestellt werden, an dem greifbar wird, wie gut sich Wittgensteins gedankliche Arbeit mit dem Motiv des Abendlieds beschreiben lässt. Er zeichnet einen Anblick und schwenkt darauf „zur anderen Seite des Mondes“. Diese Dynamik wird leicht übersehen, solange man von Thesen und „Büchern“ eingenommen ist. In jüngster Zeit ist deutlicher geworden, dass die *Philosophischen Untersuchungen* auf weite Strecken ein spannungsreicher Dialog sind (Pichler 2004). Verteilte Stimmen umkreisen ein Thema, es geht nicht darum, es unbedingt in einem Sinn zu lösen. Am Ende, wenn alle Beiträge berücksichtigt sind, sollte Einvernehmen herrschen, ein Ausgleich zwischen den „Lachern“ und den Einsichtsvollen. Es folgt als Kostprobe der Ausschnitt einer Debatte über die Ausdruckskraft des Bildes.

## Bildsprache

Wittgenstein überarbeitet ab 1933 sein *Big Typescript* (BT, TS 213). Die Ergebnisse finden sich u. a. in den Manuskriptbänden Ms 114, Ms 115 und Ms 140; sie bestehen aus teilweise mehrfach revidierten, aphoristisch gegliederten Passagen. Rush Rhees hat daraus einen von Wittgenstein intendierten Zwischenstand rekonstruiert und als *Philosophische Grammatik* (PG) herausgegeben. Ein bedeutender Teil des *Big Typescript* ist im „Teil II. Über Logik und Mathematik“ unverändert aufgenommen (PG 243 ff. WA 11. 203–506). Das supponierte Resultat der Wittgensteinischen Revisionen des vorangegangenen Materials hat Rush Rhees in zehn „Kapitel“ und diese wiederum in insgesamt 142 „Zahlen“ unterteilt. (Seine Erläuterungen dazu finden sich in PG 489). Der Zahleneinteilung folgend fasst Rhees die gedankliche Entwicklung am Beginn des „Buches“ in knapper Form zusammen. Dieses Vorgehen ist verständlich, wenn man den „Willen zum Buch“ in den Vordergrund stellt. „Mein Buch“ ist das, was Wittgenstein immer im Auge gehabt [sic!], seit-

dem er zu Anfang 1929 wieder zu schreiben begann.“ (PG 488) Unter diesem Aspekt ist die Überarbeitung, in der Wittgenstein auch noch auf die ohnehin schon summarische Gliederung des BT verzichtete, alles andere als eine einfache Lektüre. Eine editorische Orientierung erscheint berechtigt.

Die Schwierigkeit liegt allerdings auf der Hand (Baker & Hacker 1976). Ein Blick auf die Textgrundlage zeigt, dass sich Wittgenstein mit dem Versuch, das BT zu einer lesbaren Publikation zu machen, gründlich überfordert hat. Seine doppelte Umarbeitung der Anfangspassagen endet nach wenigen Seiten. Sie bildet Rush Rhees I. Kapitel. Ab Seite 32 von Ms. 114 wird die Gedankenentwicklung fortgesetzt. Sie verläuft sprunghaft, vielfach verzweigt und häufig überarbeitet. Daraus, das sieht man schnell, kann kein wohlgeordneter Argumentationsverlauf entstehen. Die nachträgliche Segmentierung gibt nur oberflächliche Orientierungshilfen. Rhees' Kapitel II etwa endet mit der Bemerkung, dass im tatsächlichen Gebrauch eines Wortes sozusagen „die verschiedenen Farben ohne scharfe Grenzen ineinander fließen.“ (PG II, 35. S. 76) Kapitel III setzt ein: „Wenn wir den wirklichen Gebrauch eines Wortes betrachten, so sehen wir etwas Fluktuierendes.“ (PG III, 36. S. 77). Das ist kein schlüssiger Einschnitt. Eine ähnliche Situation ergibt sich in PG VIII, 112 (Ms. 114, S. 143) Wittgenstein entwickelt folgenden Gedankengang:

Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik der Sprache aufzufinden.

Statt Harmonie, Übereinstimmung von Gedanken und Wirklichkeit, könnte man hier sagen: Bildhaftigkeit der Gedanken.

Es ist nicht leicht nachzuvollziehen, dass Rush Rhees zwischen diese beiden Sätze die Trennung von Kapitel VIII, 112 und Kapitel IX, 113 legt. Wenn man berücksichtigt, dass der obere Satz erstmals im Ms. 109 (und in der Folge mehrfach als Leitmotiv) auftritt, während die mit dem 2. Satz beginnenden Erläuterungen im Nachlass ohne Parallele sind, erscheint die Zäsur noch problematischer.

Mit den durch Zahlen bezeichneten Abschnitten verhält es sich ebenso. In PG IX, 114 diskutiert Wittgenstein das Verhältnis zwischen Bildern und verbalen Erklärungen. Er unterscheidet die „direktere Sprache“ des Bildes von den Worten, die zu seinem Verstehen verhelfen können. Der betreffende Absatz steht ganz am Ende des Ms. 114 und wird als Eröffnung von

Ms. 115 fortgeführt: „Das Bild sagt mir also sich selbst.“ Rush Rhees beginnt mit diesem Satz seine Zahl 115, obwohl die Passage der lokalen Kohärenz entsprechend in den vorhergehenden Zusammenhang gehört. Wenn schon ein Schnitt zu setzen wäre, dann eher *nach* dieser Überlegung, wenn Wittgenstein zum Thema des Wiedererkennens wechselt. (Andererseits: das Wiedererkennen wird im direkten Zusammenhang mit dem zitierten Satz angesprochen.) Über solche Einschnitte läßt sich lange diskutieren, doch sie lenken von prinzipielleren Fragen ab. Wittgensteins Gedanken liegen oft in einer nur durch Absätze gegliederten Textabfolge vor. Besitzen sie eine detailliertere Struktur? Wie ist sie festzustellen? Wie kann sie editorisch erfasst werden? Gesetzt, es ließe sich eine interne Operation nachweisen. Ergibt sich daraus ein philosophischer Mehrwert? Als Präludium zur Beschäftigung mit derartigen Problemen werfen wir einen Blick auf die Bemerkungen, welche der hier genannten Feststellung folgen, dass sich ein Bild selber sagt.

Wittgenstein expliziert die These. Das Bild manifestiert eine Form, die dazu dient, einen Zustand der Welt wiederzuerkennen. Das geschieht nicht durch explizite Behauptungen, sondern gewöhnlich im Modus des In-der-Welt-seins: „Der Anblick meines Zimmers, einer Straße voll Menschen, einer Landschaft mit Häusern und Bäumen ist mir *wohlvertraut*.“ (Ms. 115, S. 2–3) Diese Beobachtung hat nicht direkt mit Bildern zu tun. Sie gilt für visuelle Welterschließung allgemein. „Ich möchte sagen ‚Ich sehe, was ich sehe‘. Und die Wohlbekanntheit kann nur darin liegen, dass ich in dem Anblick ruhe.“ (Ms. 115, S. 3) Dieser Zustand bedarf keiner Worte und an diesem Punkt berührt sich die Beschreibung der prä-diskursiven Praxis mit dem Motiv, das Bild ohne Worte zu denken. „Ich will nicht sagen, ‚ich sehe eine Blume‘, denn das setzt ein Sprachübereinkommen voraus und meine Ausdrucksweise will sich nicht auf die Geschichte des Eindrucks beziehen.“ (Ms. 115, S. 3) Die genannte Berührung wird an einer Selbstkorrektur deutlich, welche die PG nicht ausweist. „Das Bild einer menschlichen Gestalt sowie die menschliche Gestalt selbst sind uns wohlvertraute Gegenstände. Von einem Wiedererkennen aber ist hier nicht die Rede.“ (PG IX, 117, S. 167) Wittgenstein hatte zuerst „Der Anblick einer menschlichen Gestalt“ geschrieben. Er stellt den Zusammenhang zum Bild erst im 2. Schritt her.

Die Form, die hier den Eindruck macht, soll ohne das sprachliche Vermittlungssystem wirken. In der Terminologie des *Tractatus* ausgedrückt zeigt sich im Satz als Bild die Form der Welt, ohne dass sie selbst in diesem Sprachausdruck zu fassen wäre. Doch die Extraterritorialität des Form-Moments ist

nicht mehr unbestritten. Die Wohlbekanntheit übernimmt etwas vom unmittelbaren Abbildungsvorgang. „Sie stempelt ihn gleichsam ab.“ (PG IX, 119; Ms. 119, S.8) Aber es melden sich Zweifel. Formen, in denen die Welt gegeben wird, sind voneinander verschieden. Bereits im Ausdruck „wohlbekannt“ steckt Geschichte. *Wohlbekannte* Formen müssen sich vom Rest der Formen unterscheiden, mit denen die Person keine Erfahrungen gemacht hat. Wittgenstein bemerkt: „Aber hier bekämpfen sich eben zwei Ausdrucksweisen.“ (PG IX, 119; Ms. 115, S.9) Die eine folgt einem Interesse am Sich-Zeigen vor dem Besprechen, die andere zielt auf ein System von Unterschieden, ohne welches das Sich-Zeigende inhaltlich unzugänglich bleibt. Die Anfangsthese hat sich als einseitig erwiesen. Wittgenstein reagiert mit einer musikalischen Figur. Er wiederholt das erste Thema: „Das Bild sagt mir sich selbst“, möchte ich sagen.“ (PG IX, 121; Ms. 115, S. 10) Und er entwickelt aus dieser Repetition die Umkehrung des Motivs.

Das Problem hat mit der Frage begonnen, inwiefern die „Übereinstimmung von Gedanken und Wirklichkeit“ durch Abbildung zu erklären ist. Wenn man „Bild“ nicht einfach – wie im *Tractatus* – als Isomorphie fasst, sondern näher am Alltagsverständnis bleibt (Porträt, Genrebild), taucht eine Komplikation auf. Bilder werden gewöhnlich mit Worten spezifiziert. Wie verhält es sich dann mit der bildhaft fundierten „Übereinstimmung“? Die sprachlichen Erläuterungen können sie nicht begründen. Wittgenstein verweist an dieser Stelle auf eine Art Epiphanie der gemeinsamen Form. Wir separieren keine Details im Bild, um sie im Abgebildeten zu finden. Vielmehr erscheint uns eine Form, mit deren Pendant wir vertraut sind. Die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit „sehen wir auf einen Blick“. Nach der Verbindung müssen wir nicht erst suchen. Doch dieser Präsentismus ist *eine* Ansicht. Personen können gezeichnete Würfel auf reale Würfel beziehen – doch im nächsten Schritt gerät die Überlegung ins Stocken. Wie sagt mir das Bild, dass es sich um *Würfel* handelt? Das Aufblitzen von Ähnlichkeiten enthält keine Inhaltsbestimmung. Wittgenstein wechselt ohne Vorwarnung zur zweiten Ansicht. „Es sagt mir etwas“ kann heißen: es erzählt mir etwas, es ist eine Erzählung.“ (PG IX, 121; Ms. 115, S. 11) Und weiter: das Bild erzählt mir etwas wie ein Satz. „Es gebraucht, sozusagen, *Wörter*; [...]“ (PG IX, 121; Ms. 115, S. 11) Erzählungen gibt es nur im Verlauf der Zeit, und dazu sind Bestimmungen nötig, an welchen sich ihr Ablauf ermessen lässt. Solche Distinktionen gibt es nur in einem System, und Wittgenstein fährt entsprechend fort: „Die Sprachen *sind* Systeme.“ (PG IX, 122; Ms. 115, S. 12) Derartige

Komplexe fallen nicht vom Himmel, die Vorderansicht der Bildhaftigkeit des Satzes hat eine Hinteransicht. Nur wenn wir in der Lage sind, seine augenblickliche „Passung“ in Verbindung mit der Beschaffenheit seiner Komponenten zu bringen, erhalten wir ein vertretbares Ganzes.

Wir haben nachgezeichnet, wie sich in einem Abschnitt aus der Überarbeitung des BT ein Grundmotiv des *Tractatus* wiederfindet, das auf eine Sichtweise zugeschnitten und schließlich um ihr Komplement ergänzt wird. Das Beispiel sollte zwei Thesen zum Umgang mit Wittgensteins Nachlass verdeutlichen. Eine betrifft die interne Struktur des vorliegenden Materials. Es enthält Passagen, in denen Wittgenstein über die Abfolge divergenter Bemerkungen einen philosophischen Gedankenbogen spannt. Die Rhythmisierung dieser Arbeit ist in der Wittgenstein-Forschung noch kaum in Angriff genommen worden. Und zweitens lässt sich zeigen, dass in Wittgensteins Zettelverwertung die Abrundung, welche das Matthias Claudius-Motto nahelegt, eine wichtige Rolle spielt.

Vielleicht erscheint der Mond am Nachthimmel zu romantisch. Ein Absatz, den Wittgenstein zu Beginn der „Umarbeitung“ geschrieben, dann aber wieder gestrichen hat, enthält den Gedanken in mathematischer Terminologie.

Wenn jemand sagt ‚sieh‘ dort ist eine Kugel‘, oder ‚dort ist eine Halbkugel‘, so kann die Ansicht die ich erhalte zu beidem passen; und wenn ich nun sage ‚ja, ich sehe sie‘, so unterscheide ich doch zwischen den beiden Hypothesen. Wie ich in der Schachpartie zwischen einem Bauer und dem König unterscheide, auch wenn der gegenwärtige Zug einer ist, den beide machen könnten, und wenn selbst eine Königsfigur als Bauer fungierte. (Ms. 114, S. 31)

Das eine sind Schnappschüsse: die Mondansicht, die Kugelgestalt, der Schachzug, die Würfelform. Das andere die Zusammenhänge, in welchen diese Schnappschüsse eine Rolle spielen: die Astronomie, die Blickverschiebung, das Schachspiel, das Wiedererinnern. Die Beispiele sind so angelegt, dass im Moment Eindeutigkeit entsteht und dass sie aufgehoben wird, wenn es weitergeht. Daraus ergibt sich, dass man zurückfragt: War es zu Beginn *doch* nicht eindeutig? Nachträglich betrachtet schon; aber so weit kommt man nicht ohne Schnappschuss. Wittgensteins Philosophie wird oft als eine Lehre mit charakteristischen Inhalten dargestellt. Das kommt von den Büchern, die er nicht geschrieben hat. Im Nachlass sieht man ihn diese Inhalte umkreisen.

## Literatur

- Baker, Gordon P. und Hacker, P.M. S (1976). „Critical Notice“ in *Mind* 85 (338): 269–294.
- Claudius, Matthias (1984). *Sämtliche Werke*, hrsg. von Jost Perfahl. München: Winkler, 1984.
- Pichler, Alois (2004). *Wittgensteins Philosophische Untersuchungen: Vom Buch zum Album*. Amsterdam: Rodopi 2004.
- Stern, David (2002): „Nestroy, Augustine, and the Opening of the *Philosophical Investigations*“. In: *Wittgenstein and the Future of Philosophy. A Reassessment after 50 Years. Papers of the 24th International Wittgenstein-Symposium*, Kirchberg am Wechsel 2001. Vol.1. Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, Kirchberg am Wechsel.
- Shanker, S. G. (Editor), 1986. *Ludwig Wittgenstein: Critical Assessments*, vols.1–5, Beckenham: Croom Helm.
- Wittgenstein, Ludwig (1984). *Werkausgabe in 8 Bänden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984ff. (WW).
- Wittgenstein, Ludwig (1993) *Wiener Ausgabe*. Herausgegeben von Michael Nedo. Wien: Springer 1993ff. (WA).
- Wittgenstein, Ludwig (1999) *Wittgenstein's Nachlass. The Bergen Electronic Edition*. Herausgegeben von Oxford University Press, University of Bergen, The Wittgenstein Trustees. Oxford: OUP: 1999 [CD-ROM] (BBE). Zitate aus der BBE werden nach der von Wrightschen Klassifikation der hinterlassenen Arbeiten ausgewiesen.